



VON
WEHRHÄFTEM
GEISTE

DIESER DRUCK WIRD AUS ANLASS DES TREFFENS DEUTSCHER DICHTER DES KRIEGES IN BERLIN VOM 6.-10. OKTOBER 1936 DARGEBOTEN VON DER GEFOLGSCHAFT DER DRUCKEREI DES BÄRENREITER-VERLAGES, KASSEL / DIE ZUSAMMENSTELLUNG BESORGT: DR. W. WIEN. FÜR DEN INHALT VERÄNTWORTLICH: A. F. VELMEDE, BERLIN

WEIHELIED DER SCHWARZEN FREISCHÄR 1813



Es sei mein Herz und Blut geweiht, dich, Vaterland, zu



retten; wohl-an, es gilt, du seist be-freit, wir sprengen dei-



ne Ketten; nicht fürder soll die arge Tat, Wahnsinn und



Übermut, Ver-rat in deinem Schoß sich betten.

Wer hält, wenn frei das Herz noch schlägt, nicht fest an deinem Bilde? / Wie kraftvoll die Natur sich regt durch deine Waldgefülle, so blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual, in deinen Städten sonder Zahl und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark, voll Hochgefühl und Glauben. Die Treue ist der Ehre Mark, wankt nicht, wenn Stürme schnauben. Es schafft ein ernster, tiefer Sinn dem Herzen solchen Hochgewinn, den uns kein Feind mag rauben.

So spotte jeder der Gefahr, die Freiheit ruft uns allen. / So will's das Recht, so bleibt es wahr, wie auch die Lose fallen; / ja sinken wir der Übermacht, so wollen wir doch zur ewigen Nacht ruhmreich hinüber wallen!

FRIEDRICH SCHLEGEL 1809

*„Jetzt bin ich ganz Soldat. Ich kann nicht anders, ich will
momentan mir „Soldat“ sein, dieß Wort durch meine gei-
stigen Tüchtigkeit von allen Dingen bekränzen und vernichten
und aushalten bis zum letzten Saublen.“*

AUS DEN KRIEGSBRIEFEN GEFALLENER STUDENTEN

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen!
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn.
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben,
frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Selber rieft du einst in Kugelgüssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Der uns Heimat, Brot und Vaterland geschaffen,
Recht und Mut und Liebe, das sind seine Waffen,
Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Wenn wir unser Glück mit Trauern büßen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Jetzt will ich mich zu den anderen reihen:
Du sollst keinen feigen Knechten freien!
Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, Menschen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unsre Zukunft fallen,
Soll als letzter Gruß zu euch hinüberhallen:
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

HEINRICH LERSCH +

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland.

Unsre Liebe war schweigsam: sie brütete tief versteckt.
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus
Und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus.
Deutschland.

Daß kein fremder Fuß betrete den fremden Grund.
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürresten Baum,
Deutschland.

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland.

KARL BROGER

Ist das eine wunderbare Zeit. Hoffentlich werde ich genommen. Sonst gehe ich als Erdarbeiter nach Cuxhaven. Alle meine Einkünfte fallen fort. Statt 5000 bekomme ich vielleicht 150. Macht nix. Ich war 14 Tage in Sulingen bei Werkmeister, dann 8 Tage in Ostenholz. Die Kriegserklärung wurde von den Heidjern mit einer wunderbaren Ruhe aufgenommen. Der Wirt Wimming bei der Kirch gab drei, nein vier Söhne fort, Lehrer Bösenberg ebenso. Keiner verzog eine Miene. Ein Mannervolk. Mensch, das Leben ist so schön jetzt, daß es sich lohnt zu sterben! Was bin ich froh, daß ich mich 1911 nicht totschok! Die Feder schmeiße ich in den Dreck. Das Schreiben ekelt mich.

HERMANN LONS +

Weiter ging es in den Nachmittag hinein, auf manchen neuen Spuren vom Regiment, endlich auch durch Stätten alter Kämpfe, uralter gar, aus dem vorigen Jahr, da hier herum schon einmal Krieg gewesen war. In den Trichtern war Gras gewachsen, und die Gräben waren zusammengefallen. Da war eine kleine Anhöhe mit zerfallendem Gehöft, von einer Unmenge Draht umgeben. Der Boden war zerstoßert, voller Wunden. Löcher waren es, kleine Scharten in der Erde – Schrapnelle mit Aufschlag! erklärte Makrot – und größere Kuhlen und endlich ganz große, niederträchtige Gruben mit schwarzen Schatten im Grunde. Makrot erklärte sie. Leute, Menschen, grüne und freiwillige Herrschaften, was stellt euch das vor? Nichts? Wenig? Ein sanfter Kitzel, eine anregende Spannung, den Heimbürgerritt bis heute zu etwas Neuem, ganz Ungekanntem vergrößernd, verschönernd? + Recht so, wartet auf die Zeit! Wartet nur auf die Zeit, alles werdet ihr erfahren! Ihr konntet das Leben noch nicht, ihr werdet das Leben jetzt kennenlernen, wo es am dichtesten, am aller schönsten ist, da nämlich, wo es etwas Seltenes ist und ein rarer Gewinn, ein Geschenk und immer ganz neu. Niemals alt und verbraucht, und darum so schön. Glaubt ihr's?

+ Je nun, die Jungen hören es und schauen gierig in die Welt, die ihnen dieses erzählt. Da öffnet sich hinter jenem kleinen Schauplatz –

wie ungekannt, ohne strategische Bedeutung ist er wohl gewesen! wie vergaß man ihn schon längst! – eine Mulde. Sie birgt ein Wäldchen von Kreuzen, gezimmert aus rohem Holz, einmal schmückende Birke, einmal dürre Latten und Späne. Kreuze mit einem Querholz wie daheim, Kreuze mit zwei Querhölzern, ein wenig schief.

+ Sie schauen sich fest und schweigen. Nur Miehl spricht es aus, daß dies ein Friedhof sei und will sich noch länger hören lassen.

+ Friedhof! höhnt man ihn an. „Was du aber auch weißt! Dachten, es wäre ein Kohlacker.“ Man spricht hierzulande nicht über das, was selber spricht. Miehl soll das lernen, aber er versteht es nicht.

+ Reden wollen sie nicht, aber das Singen fangen sie an, das Singen paßt ihnen in diese Welt. Sie singen etwas, das traurig ist und schön, vom stolzen Reiter und vom kleinen Fink fallera und zuletzt wieder vom Feldzug, der niemals ein Schnellzug werden will.

KARL BENNO VON MECHOW

Wir werden siegen, sagen sie, wissen sie. Wie herrlich ist es, das zu wissen und zu sagen. Aber uns werden wir nicht besiegen. Wir werdens weitertreiben wie zuvor und wunder denken was für herrlich Neues wir an Stelle des Alten gelehrt haben. Denn manches, was besteht ist wert daß es zugrunde geht. Und manch Unentdecktes ist wert daß man es weckte.

Das klingt sehr hart, nicht wahr? Aber wenigstens dem der die Härte der Zeit wahrnimmt sollte es auch erlaubt sein harte Worte auszusprechen. Sie werden fragen, was ich eigentlich will, daß es an Stelle des Alten trete oder was eigentlich neu zu entdecken sei?

Ich meine es wäre in einem Worte zu sagen: Eine Religion der Wehrhaftigkeit. Dies für alle Völker! Es gäbe einen Glauben an das Recht wehrhaft zu sein sich erwehren zu dürfen. Dies und nicht mehr. Das würde uns selbst und der Welt, die unserer Religion anhängen würde, eine so ungeheure Kraft geben auf Tausende von Jahren – denn Religionen überdauern Geschichte, Völker und Reiche, Kulturen und Philologien, Entdeckung und Fortschritt der Menschen – , daß keine Nation,

auch kein Zusammenschluß von Nationen uns gewachsen wäre. Geheiligt würde die Wehrhaftigkeit dastehen, ebensowohl mit der Waffe der Abwehr in der Hand wie mit den Erzeugnissen der Arbeit im Arm: unantastbar, einigend durch die Gewalt der Idee, beruhend in der heiteren Sicherheit des Glaubens, fromm machend durch das Bekenntnis des Mannes zu ihr. Ich würde diese Forderung, eine Religion zu gebären, nicht an die Zeit stellen, wenn ich nicht wüßte wie groß sie ist. Sie trägt dies Kind. Wir aber sind ihr schlechte Helfer in ihrer schweren Stunde; und wer sollte beides bestreiten: das Ungeheure des Geschehens und die Hilflosigkeit, es für die Menschheit oder auch nur für unser Volk in Werte umzusehen.

Ein ungeheures Land der Sehnsucht tut sich auf – nicht nach fremden Gebieten, nicht nach Meeren, Festungen, Reichtümern, Gewalten, sondern nach jenem einen Gnadengeschenk dieser Zeit, das ihrer und unserer zugleich würdig ist.

RUDOLF G. BINDING

Ist es denn wahr, daß ich vor noch nicht sechs Monaten zum erstenmal ausrückte? Ist es denn möglich, daß mit einem Menschen in so kurzer Zeit so ungeheure Veränderungen vorgehen können? Ist es denn möglich, daß dieser leichtfertige, über die Schmerzen seiner Mutter mit Redensarten hinweggehende, von Orden und Ehren und fröhlichem Krieg träumende Junge – daß ich das war? Ach, was ist von alledem übriggeblieben – alles ist fort, nichts hat standgehalten, gar nichts, und auf einmal mußte ich auch noch erkennen, daß mir das Vaterland nur als Vorwand gedient hatte für meinen Ehrgeiz und die Sucht, es ändern vor auszutun.

Aber statt dessen ist mir ein Neues aufgegangen, ein hundertmal Größeres, ein Ungeahntes. Das seid Ihr, Du und Bolemüller und Schwarzkopf und die andern. Und vielleicht, wenn ich es recht bedenke, sind wir so auf dem Wege zum Vaterland. Vielleicht ist die Kameradschaft nur der kleine, sichtbare, für uns faßbare Teil des Ganzen. Denn, so sage ich mir, wie es bei uns ist, so ist es gewiß

auch bei den andern, beim ganzen Heer, wir können es nur nicht sehn. Später aber, wenn wir zurückkommen, so werden wir einander gewiß sehn, und dann wird aus den vielen kleinen Kreisen der große Kreis, der das Ganze umfaßt. So ist es wohl, wir müssen von vorn anfangen, vom kleinen Kreis, von Mensch zu Mensch, damit wir nachher das Ganze begreifen können, den großen Kreis. Und das war früher unser Fehler, daß wir den großen Kreis begreifen wollten, ohne den kleinen zu kennen. Jetzt hat uns das Schicksal in eine grausame Lehre genommen. Wen es aber hindurchkommen läßt, der hat bestanden.

WERNER BEUMELBURG

Der Korporal stand auf und rief: „Ruhe im Glied! Eben habe ich einen Bayern wiedergefunden, der mich am Douaumont gerettet hat, da ist er! Kinder, im größten Feuer hat er mich ausgebuddelt und weggeschleppt, so einer ist das! Jungs, reißt mal eure Hacken zusammen vor dem, und trinkt mal einen ganz großen“. — „Jetzt hörst aber auf, wegen dem bißel Kameradschaft!“ — „Hans, jetzt mußt reden“, schrie der Schmied=Marzl begeistert. „Depp, redst du schon z'viel! Aber singen tun wir eins. Los, laß es rauschen! Zieh deinen Kropf auf.“ — „Was denn? Was denn?“ fragt es wirr durcheinander. Aber der Hans hatte mich schon kapiert; ich nickte ihm zu, und zugleich fingen wir an: „O Deutschland, hoch in Ehren“. Erstaunte Stille trat ein, und mit einem Male sang unser ganzes Bataillon und sangen die Hellen, und drüben am anderen Ufer des Kanals standen sie auf und fielen ein: „Daß sich unsere alte Kraft erprobt . . .“ Unwillkürlich hatten wir einander bei den Händen gefaßt: Bayern und Preußen, Infanteristen, Pioniere und Artilleristen. „Zum Herrn erhebt die Herzen . . .“, wogt es und dröhnt es im hallenden Gewölbe. Plötzlich erkenne ich, daß ein preußischer Hauptmann mir in die Augen schaut, der den Reiner und den Girgl an den Händen hält. Wir sehen einander an wie zwei uralte Freunde und lächeln unterm Singen, als wollten wir sagen: „Schon immer ist es zwischen uns beiden so gewesen, so klar und schön“. — „Es sind die alten Schwerter noch, es ist das deutsche Herz . . .“

Ein Schauer faßt mich an wie eine Offenbarung, und die Freude des Erlebens dieser Stunde übermannte mich, daß mir das Wasser in die Augen stieg . . .

HANS ZÖBERLEIN

Ein junger Amerikaner namens Harold Dodd, der beim Ausbruch des Weltkrieges als freiwilliger in die englische Armee eingetreten war und dort als Flieger Dienst tat, berichtet, er habe einmal hoch über den feindlichen Fronten ein Erlebnis gehabt, das ihm unvergeßlich sein werde, wie lange er auch noch am Leben bleiben möge. Als der Amerikaner in den ersten Monaten des Krieges über den Linien seiner Feinde schwebte, stieß plötzlich aus einer Wolke ein deutsches Flugzeug auf ihn herab. Da der Deutsche die größere Höhe hatte, blieb dem Amerikaner nichts anderes übrig, als mit voller Motorenkraft davonzujagen und zu versuchen, den Feind zu übersteigen. Doch der Deutsche stürzte seinem Gegner nach, holte ihn ein und hing sich so an ihn, daß er in geringem Abstand halbrechts über seinem Feinde blieb; er versuchte, ihn hinter die deutschen Linien zu drücken und dort zu einer Landung zu zwingen.

Damals kannte man auch bei den leichten Flugzeugen noch keine eingebauten Maschinengewehre, und die Flieger bekämpften sich mit Infanteriegewehren oder Handgranaten, wenn es überhaupt zum Kampf kam.

Dem Amerikaner gelang es nach langer Jagd, die Richtung nach der eigenen Front wiederzugewinnen, und er versuchte nun, so schnell wie möglich tiefer zu gehen, um sofort jenseits der englischen Gräben zu landen. Beide Flieger hatten ihre Maschinen auf höchste Fahrt gebracht. Da bemerkte der junge Dodd, wie der Apparat seines Gegners sich über ihn hinweg stetig nach vorn schob, bis er ihm halbrechts um eine kurze Strecke voraus war. Und nun erhob sich der deutsche Offizier, dem seine Beute zu entgehen drohte, von seinem Sitz und ergriff eine Handgranate.

Der Amerikaner, solcher Lagen gänzlich ungewohnt, ohne irgend eine Erfahrung im Luftkampf, glaubte seinen Tod gekommen und

fand im Entsetzen, das ihn überfiel, nicht den Ausweg, nun, da der Feind das Steuer losgelassen hatte, im Sturzflug zur Landung anzusetzen.

Der deutsche Offizier wandte sich zurück, seinem Feinde zu, zog stehend ab und hob den Arm zum Wurf, der kaum fehl gehen konnte. Doch da verfieng sich die Handgranate in einem der Verspannungsdrähte, entfiel dem Deutschen und stürzte in den schmalen Stand zu seinen Füßen. Er bückte sich, während die beiden Maschinen immer noch dicht nebeneinander flogen, hinab, suchte die Handgranate auf dem Boden seines Flugzeuges, mußte aber offenbar erkennen, daß es ihm unmöglich war, die Granate zu erreichen, die tief in den Kasten des Rumpfes hinein gerollt sein mochte.

Und nun sah der Amerikaner, daß der deutsche Offizier, der übrigens an der linken Seite seines Waffenrockes unterhalb der Brust ein schwarzes Ordenskreuz mit weißem Rand getragen habe, sich aufrichtete und sich ihm wieder zuwandte. Während das Flugzeug des Deutschen steuerlos dahinjagte und zu seinen Füßen die abgezogene Handgranate im Führerstand lag, stand er selbst kerzengerade in dem engen Raum zwischen Himmel und Erde, ein paar dünne Bretter unter sich und bergetief darunter das Land, um das die Heere kämpften. Der Todgeweihte aber blickte mit ernststen, blauen Augen in dem erblaßten, schmalen, jünglingshaften Antlik auf den Feind, er sah tief bedrängten, doch zugleich unlagbar gefaßten Blickes den Zeugen seines Schicksals an und sah zugleich fremd durch ihn hindurch in meilenweite Ferne, seine Lippen waren fest geschlossen, und nun erhob er langsam die rechte Hand an den Rand seines Helmes.

Der amerikanische Flieger bekennt, er sei, von Grauen und Bewunderung erschüttert, nicht fähig gewesen, den Gruß zu erwidern, der, wie er wohl erkannt habe, nicht ihm, überhaupt nicht einem einzelnen Menschen gegolten, diese Gebärde, mit der ein Zwanzigjähriger die Heimat, die Freunde und das Leben verließ.

Gleich darauf erhob sich aus dem Apparat des Deutschen eine schwarze Wolke. Die explodierende Granate riß den grüßenden Helden hinab in die Tiefe.

ERHARD WITTEK

Ich wünscht' wir blieben ewig Kameraden.
Doch fürcht' ich sehr, es kehrt die Zeit zurück,
Wo Furcht und feiler Sinn und arge Tück'
Am Herzen fressen gleich gefräß'gen Maden.

Man braucht ja nicht zu schießen und zu laden,
Kann doch Soldat sein in dem einen Stück:
Ihr! die euch heimwärts führt ein hohes Glück,
Ihr! läutet Glocken, blaſet nicht Chamaden.

O Kameraden in dem Großen Heer,
Legt mit dem grauen Rock nicht weg die Ehr',
Bleibt auch in Zukunft Kämpfer, bleibt Soldaten,

Seid's mit der Feder, seid's mit Hand und Spaten,
Jetzt fühl' ich's erst, wie ist der Glaube schwer!
Ich will, du willst es auch!

Wer weigert's, wer?

JOACHIM VON DER GOLTZ

*„Gib mein Dankschloß - ob es die Truppen mit sich
heimbringen werden? Zu Hause haben sie es nicht.“*

AUS DEN KRIEGSBRIEFEN GEFÄLLENER STUDENTEN

Der Kampf ist aus. Zerbrochen Schild und Ehre,
Sie ziehen hin, schaut keiner ihnen nach,
Schwer auf den Schultern lasten die Gewehre,
Schwer in den Herzen brennt die dumpfe Schmach.

Die Straße dröhnt. Die müden Füße stampfen,
Die Räder mahlen. Leise klirrt der Stahl.
Die Rosse keuchen, ihre Flanken dampfen,
Der Nebel fällt, und alle deckt die Qual.

Auf grauen Schollen hocken schwarze Raben,
Der Abend sinkt und Regen rieselt schwer . . .
Zur Heimat fliehn, die keine Heimat haben,
Zur grauen Zukunft zieht das graue Heer . . .

FRITZ WOIKE

Wir haben die Epauletten heruntergetan . . . wird sind euch entgegengekommen, um des lieben Friedens willen . . . Wahrscheinlich ein großer, nicht wieder gut zu machender Fehler. Er geschah aus Liebe! Wir halben Helden wollten nicht über Nacht mit veränderter Front gegen die innere Hälfte unserer Welt kämpfen . . . Wir wollten Deutschland nicht mit Epauletten und Handgranaten erobern! Wir glaubten, daß Deutschland eben so geworden sei, wie es sich gab, und wir glaubten in unserer Dummheit, daß wir ein verlorener Haufe wären . . . daß wir im Trommelfeuer ein Jahrhundert menschlicher Zivilisation . . . ein Jahrtausend menschlichen Fortschritts verschlafen hätten! Der Soldat ist schwer von Begriffen. Er dient treu wie ein Knecht seinem Bauer. Und nun, da wir Kameraden alle sehr einsam wurden und jeder sich mutterseelenallein auf sich selbst gestellt sieht, sehen wir langsam ein, daß wir garnicht in Deutschland sind . . . daß wir garnicht zu Hause sind . . . daß wir unter Falladen potemkinscher Dörfer leben . . . daß die Verbrüderung, von der man uns sprach, Kitsch ist, daß wir hier Fremdkörper sind, wir Kameraden! Daß wir wie ein Filmstreifen sind: hin und her gehektes Licht und hin und her gehakter

Schatten! Und ganz langsam nähern wir uns die Epauletten wieder an die Waffenröcke . . . Jeder für sich auf seine Weise . . . Und eines Tages . . . sind wir Deutschland!! Gemütlich wird das nicht, denn wir sind Brüder von einem ganz eigenen Schlage! Wir sind keine kaiserlichen Soldaten, keine republikanischen . . . wir sind Deutsche!

Da weiß niemand, was das heißt und woran er ist . . . Das Wort ist so verrätselt und versiegelt geblieben, wie es schon dem Tacitus war . . . Und wenn ich meinem Kameraden die Meinung sagte, dann dürfen Sie das nicht mißverstehen . . . Ihr alle versteht so etwas immer falsch. Wir sind keine Söhne mehr, keine Brüder, keine Väter, überhaupt keine Verwandten . . . Wir sind nur noch Kameraden!! Und denken Sie ja nicht, wir sterben aus . . . unsere Generation wäre bald überaltet und begraben . . . Das Wunderbare ist, daß zu uns immer mehr Deutsche stoßen. In jeder Stube wächst eine kleine Gemeinschaft von dergleichen Ordensbrüdern. Wir haben keinen Namen, kein Programm. Nichts von dem, was ich Ihnen da sage, ist beweiskräftig . . . Nehmen Sie es als Spuk . . .

HANNS JOHST

Ich schreibe nicht zu meiner Freude, glauben Sie das! Sondern ich meine, wenn schon geschrieben werden muß, müssen wir's tun. . . Denn in der heutigen Zeit, wo Wasser gepredigt und Wein getrunken wird, wo schwache Männer mit ausgestopften Muskeln prahlen, wo alle Leute, die mit sich selber nicht im reinen sind, die nicht einmal mit ihrem Privatleben in Ordnung kommen, Staat und Volk und selbstverständlich die Menschheit beglücken wollen – ist es für den Menschen eines wahren und heiligen Erlebens Pflicht, diese Strohmänner durch echtes Schrifttum an die Wand zu drücken! Sie reden zwar von Kunst und ihren Forderungen, aber was nützen alle Umwege und alles Versteckspiel? Wir haben damals unsere Pflicht getan, müssen darum auch zu unserer Pflicht zurück! Und wenn wir uns dabei das abringen, was uns zu sagen am schwersten fällt, weil es dem Herzen am nächsten ist, werden wir auch etwas zu geben haben! Denn wer ein-

mal gedient hat, kann nie wieder willkürlich über sich verfügen, der muß immer wieder antreten, wenn der Befehl an ihn kommt! Aber um die Wahrheit muß man ringen, sie liegt nicht an der Oberfläche, sie will erlitten sein! Wir haben uns durch unsere Vergangenheit tiefer als andere zu ihr durchgekämpft, kennen darum auch keine Parteien und ihre Anschauungen mehr, sehen nur noch die Menschen, die ihre Träger sind. . . Und die Kunst? Sie wird dabei nicht zu kurz kommen, denn was an ihr immer wieder durch alle Zeiten wirkt, sind weniger die Gedanken als die Gestalten – ist die Wahrheit, der in einer Zeit der Verzerrung zu dienen unsere Pflicht ist.

EDWIN ERICH DWINGER

Einmal starben wir alle in stinkenden Unterständen,
Wo die Kerzen tropften und das Röcheln erscholl,
Und wir erwachten wieder zwischen den wurzligen Wänden
Und tranken uns wieder am rasenden Leben voll.

Einmal trugen wir alle den Donner in unsrer Hand
Und waren bereit zu töten und getötet zu werden.
Und wir sahen im Trommelfeuer und Brand
Tod und Leben überall um uns auf Erden.

Einmal lebten wir alle im Kriege als Gläubige oder Spötter
Und erlebten wir den Sieg und die Niederlage.
Einmal waren wir alle Tiere und Helden und Götter,
Denn die Zunge bebt immer an der großen Waage.

Einmal lebten wir alle schnurstracks und getrieben los
Zwischen Brot, Schweiß, Erde und Tod und Leben.
Einmal waren wir alle wir selbst und da waren wir groß
Und das Geheimnis der Welt war in unsre Hand gegeben.

Einmal – da flammte tödlich das Licht.
Es tötete und es tötete nicht.
Einmal – da sahen wir das Gesicht.
Aber wir erkannten es nicht.

FRANZ SCHÄUWECKER

Von heute dürfen wir sagen, daß die Erschöpfung im wesentlichen überwunden ist, – daß wir eine Jugend besitzen, die ihre Verantwortung kennt, und deren Kern für die Anarchie unangreifbar war. Es ist undenkbar, daß Deutschland an guter Mannschaft jemals Mangel hat. Wie dankbar ist diese Jugend für jedes Opfer, das ihr zugemutet wird. Es kommt aber darauf an, diesem so willigen und so bereiten Stoff der Natur eine Form zu geben, die seinem Wesen entspricht. Dies ist eine Aufgabe, die an die produktive Kraft die höchsten, die bedeutendsten Anforderungen stellt.

ERNST JÜNGER

Weit voraus hab ich eben gedacht, habe mich fragen müssen, ob das Gruft-Symbol mit seinem Denkmal nach fünfzig oder sechzig Jahren den Menschen noch irgend etwas bedeuten wird."

"Du meinst, ob es auch als Kunstwerk bestehen kann, ob es tief genug aus dem Leben entsprungen ist, um auch solche noch zu ergreifen, die von den dreizehntausend Toten nichts mehr wissen?"

"Etwas Ähnliches, ja. Der unangenehme, schön gestirnte Herr sagte ihm nach, es habe keinen Stil, und muß man ihm in diesem einen Punkt nicht recht geben?"

"Vielleicht", antwortete Cynthia; "ich habe keinen Blick dafür. Was nach sechzig Jahren die Menschen erregen wird, will ich nicht wissen, und in dem scheinbaren Mangel sehe ich ein Verdienst. Es ist wahr, das Grabmal bemüht sich nicht um Stil; es räumt bescheiden ein, daß die Bedingungen für einen solchen heute nicht erfüllt sind, und Nachahmung alter gesicherter Zeichen verschmäht es. Dafür bindet es uns aber auch nicht allzufest, zwingt uns nicht vorzeitig eine Säkung auf, überwältigt uns nicht mit herrlich vollendeten Formen und gültigen Sinnbildern, wie es die alten heiligen Dome tun, die wir in dieser Zeit kaum zu besuchen wagen; denn unsere Seelen haben kein festliches Kleid. Wir sind arm geworden; darum treibt es uns zu diesen zierdelosen Steinen, in denen wir unsere eigene Blöße wiederfinden; sie können uns eher sagen, wer wir sind und woran es uns

mangelt, als aller ehrwürdige Prunk. Wie zwischen offenen Türen liegt die Gestalt inmitten der Stadt und des Landes, alle kommen zu ihr, Junge und Alte, Liebende und Hassende, Dumpfe und Denkende. Wie ein Samenkorn senkt es in jeden sich ein, aber jedem läßt es unendliche Wege frei in die Welt, in die Zeit. Könnte so nicht Gemeinschaft entstehen?"

HANS CAROSSA

So langen sie, und niemand weiß, wer das Lied anstimmte. War es der riesige General von Reinhard, der nachts im wallenden Radmantel fast unsichtbar die Fronten tröstete, bis er fiel, fast unsichtbar . . . War es der stimmungswaltige Oberstleutnant Haesler, der bei Baecelere sang, bis er fiel? War es der und jener aus den grauen Reihen? Niemand weiß es – selbst der Bericht stammt vom erschütterten Feinde: sie fielen alle oder verstummten später, die da sangen. Aber mit dem Liede, mit dem sie starben, sind sie wieder auferstanden, tausendmal, und werden wieder auferstehen, tausendmal, bis zum Ende des Reiches, und das ist: unserer Welt. Denn auf dem Grunde dieses Liedes marschiert nicht der dürre Dienstbote „Pflicht“, sondern webt der ewig siegreiche, unsterbliche Geist deutschen Lebens selber, dem der Tod ein Überschwang der Natur ist; der kriegerische Geist des Deutschen, der nicht zittert vor dem Schicksal, wann ein Volk von Männern zusammentritt zu furchtbarer Tat. Der Krieg ist schrecklich, aber der Mann stellt sich! Mag den Spottgeburten aus Dreck und Feuer der Krieg einzig aus den Elementen bestehen, aus denen sie selbst zusammengesetzt sind: Kot singt nicht, und die Feigheit schwächt nur. Wer aber über die Steine eines Domes weint, daß sie behauen wurden, der ist des Reiches nicht würdig, der ist seiner Toten nicht würdig.

JOSEF MAGNUS WEHNER

„Meine Sünde ist es, daß meine Kameraden mich lieben,
daß mein bester Kamerad ein Weibchen ist, ein andern
Lifanginßer... Mich freut es, wenn sie in ihrem weisföli-
schen Plott sagen: „Doch ich bin blind, aber' in dem Dulle.“
Und das „aber“ ist doch so beschämend dabei. Es ist
jedenfalls der Punkt, wo die Sündenbesserung einsetzen muß
mit aller bestmöglichen Kraft der Mitleidigkeit.“

AUS DEN KRIEGSBRIEFEN GEFALLENER STUDENTEN

Nie dienten wir und doch sind wir Soldaten,
Wir kämpften nie in einem wahren Kriege,
In einem Krieg der Kugeln und Granaten.
Und doch bekannt sind Kämpfe uns wie Siege –
Nein, nicht im Krieg schlug man uns unsre Narben,
Und doch war's Krieg! Denn viele, viele starben . . .

Frei sind wir alle, doch wir lehn im Dienen
Mehr Freiheit als im eigenen Befehle.
Am Schreibtisch liken wir und an Maschinen,
Sind Hunderttausend und nur eine Seele.
Wir sind die Kecker und die tiefen Frommen,
Das Heut', das Gestern und das große Kommen.

BALDUR VON SCHIRACH

Die Fackel geht von Hand zu Hand –
Wenn einem sie der Tod entwand,
Nimmt sie der nächste wieder auf,
Der flammende Stafettenlauf
Geht weiter . . .

Die Zeit rinnt schnell, und niemand fragt,
Wie lang die Fackel jeder trägt.
Nur daß sie rein und leuchtend brennt,
Und daß in ihr ein Herz mitbrennt,
Ist wichtig.

So tragen denn auch ich und du
Die Fackel fernen Zielen zu
Ein kleines Stück. Mag hell sie loh'n!
Vor uns im Dunkel warten schon
Die andern!

HEINRICH ANACKER

Es zittern die morschen Knochen
Der Welt vor dem roten Krieg.
Wir haben den Schrecken gebrochen,
Für uns wars ein großer Sieg.
Wir werden weitermarschieren,
Wenn alles in Scherben fällt,
Denn heute gehört uns Deutschland
Und morgen die ganze Welt.

Und liegt vom Kampfe in Trümmern
Die ganze Welt zuhauf,
Das soll uns den Teufel kümmern,
Wir bauen sie wieder auf.
Und mögen die Alten auch schelten,
Wir lassen sie toben und schreien,
Und stemmen sich gegen uns Welten,
Wir werden doch Sieger sein.

Sie wollen das Lied nicht begreifen,
Sie denken an Knechtschaft und Krieg —
Derweil unsre Äcker reifen.
Du Fahne der Freiheit, flieg!
Wir werden weitermarschieren,
Wenn alles in Scherben fällt,
Die Freiheit stand auf in Deutschland
Und morgen gehört ihr die Welt.

HANS BAUMANN

Wenn unsre Spaten in der Sonne blinken,
Sind sie die Waffen, die wir heute tragen,
Sind sie die Siege, die uns morgen winken
Nach Kampf und Opfer und nach Niederlagen.

Wir brauchen keine Tressen und Schabracken,
Und unser Silber ist der graue Stahl,
Wir haben Unterkünfte und Baracken,
Doch keine „Eklalons“ und keinen Saal.

Der Stahl paßt nur zu Männern, die ihn härten,
Und wir sind keine Knaben mehr, die träumen,
Wir kennen keine lächelnden Gebärden
Der Lauen, die den klaren Tag verläumen.

So schultern wir den blank gepukten Spaten
Und tragen ihn in unser neues Reich,
Und die ihn führen, sind sich Kameraden
Und sind im Graben und im Geiste gleich.

HERBERT FÜRST

Soldaten sind immer Soldaten,
Die kennt man am Blick und am Schritt,
Die sind hinterm Pflug noch Soldaten,
Mit denen geht Deutschland mit.

Ihr Wort ist der Sprung schon zu Taten,
Ihr Schweigen ist stolzer Verzicht.
Sie sind nicht zum Schachern geraten,
Sie kennen nur ihre Pflicht.

Soldaten kann niemand werben,
Die spüren schon ihre Zeit.
Die sind im Leben zum Sterben,
Im Tode zum Leben bereit.

Bis einer sie ruft aus den Zeiten,
Die Trommel zur Ewigkeit schlägt,
Dann finden sich all die Bereiten,
Die Glaube zum Glauben trägt.

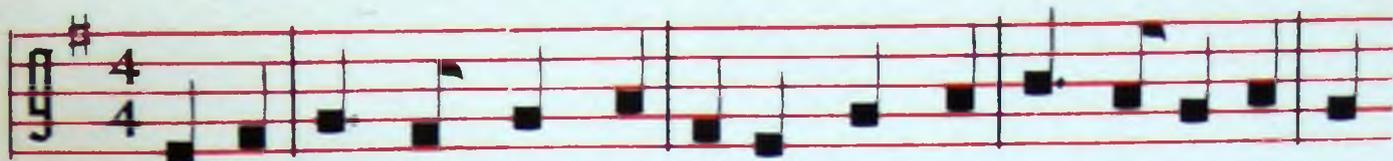
HERYBERT MENZEL

Heilig Vaterland
In Gefahren,
Deine Söhne stehn,
Dich zu wahren.
Von Gefahr umringt,
Heilig Vaterland,
Schau, von Waffen blinkt
Jede Hand.

Bei den Sternen steht,
Was wir schwören,
Der die Sterne lenkt,
Wird uns hören:
Eh der Fremde dir
Deine Krone raubt,
Deutschland, fallen wir
Haupt bei Haupt.

Heilig Vaterland,
Heb zur Stunde
Kühn dein Angesicht
In die Runde.
Sieh uns all entbrannt,
Sohn bei Söhnen stehn:
Du sollst bleiben, Land!
Wir vergehn.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER



Die ihr Blut und Leib und Leben habt für uns dahin-ge-ge-



ben, tote Brüder, ruht nun aus! Keines Schmerzes weher Schrecken,



kann aus diesem Schlaf euch wecken, ruhet aus, ihr seid zu Haus.

Überstanden ist die Hölle der Granaten und Schrapnelle, nun schützt Mutter Erde euch. Durst und Hunger, Frost und Fieber, Sturm und Regen sind vorüber, Mutter Schoß ist warm und weich.

Aber wir, die wir hier oben noch im Sonnenlicht, geloben eins euch in die Gruft hinein: Nicht umsonst habt ihr gelitten, nicht umsonst habt ihr gelitten, eure Erben woll'n wir sein!

Eurer schweren Arbeit Erben, Erben selbst von Not und Sterben, alles geh von Hand zu Hand! Erben eures Herzens brennen für das Größte, was wir kennen: Deutsches Volk und Vaterland.

HANS OSTWÄLD 1915

DIE TEXTE WURDEN ENTNOMMEN:

Weihelied der Schwarzen Freischar 1813 aus „Werkleute singen“, Lieder der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, Bärenreiter-Verlag, Kassel;

Das Leitwort des ersten Teils den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“, herausgegeben von Ph. Witkop, Verlag Langen/Müller, München;

„Soldatenabschied“ von Heinrich Lerch, dem Sammelwerk „Volk im Kriege“, Eugen Diederichs Verlag, Jena;

„Bekennnis“ von Karl Bröger, dem Sammelwerk „Rufe in das Reich“ von Herbert Böhme, Verlag Junge Generation, Berlin;

Der Brief von Hermann Löns, geschrieben am 6. August 1914, der Löns-Biographie von H. Brandt, „Schriften an die Nation“, Verlag Stallung, Oldenburg;

Das Stück Seite 8/9 dem Reiterroman „Das Abenteuer“ von Karl Benno v. Mechow, Verlag Langen/Müller, München;

Die Brieffelle von Rudolf G. Binding, geschrieben in Westflandern Ostern 1915, Bindings Erinnerungen „Aus dem Kriege“, Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.;

Das Stück auf Seite 10/11 dem Buch „Gruppe Bolemüller“ von Werner Beumelburg, Verlag Stallung, Oldenburg;

Das Stück auf Seite 11/12 dem Kriegsbuch von Hans Zöberlein „Der Glaube an Deutschland“, Eher Verlag, München;

Die Anekdote „Der Gruß des Fliegers“ dem „Buch des Stolzes“ „Männer“ von Erhard Wittek, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart;

Das Gedicht „Schwört auf sein Schwert“ von Joachim v. d. Goltz den „Deutschen Sonetten“, Bruno Cassirer, Berlin;

Das Leitwort des zweiten Teils den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“, wie oben;

Das Gedicht „Rückmarsch“ von Fritz Woike dem Sammelwerk „Rufe in das Reich“ von Herbert Böhme, Verlag Junge Generation, Berlin;

Die Scene auf Seite 16/17 dem Schauspiel „Schlageter“ von Hanns Johst, Verlag Langen/Müller, München;

Das Stück auf Seite 17/18 dem Roman von E. E. Dwinger „Wir rufen Deutschland“, Eugen Diederichs Verlag, Jena;

Das Gedicht „Einmal“ dem Werk Franz Schauweckers „Der Spiegel“, Frundsberg Verlag, Berlin;

Das Stück auf Seite 19 von Ernst Jünger dem Buch „Der Arbeiter“, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg;

Das Gespräch vor dem Denkmal des unbekanntes Soldaten in München dem Roman von Hans Carolla „Der Arzt Gion“, Insel-Verlag, Leipzig;

das Stück auf Seite 20 der Rede von J. M. Wehner zur Stunde der Übernahme des Gefallenen-Friedhofs in Langemark durch die Deutsche Studentenschaft, Kleine Bücherei, Langen/Müller, München;

das Leitwort des dritten Teils den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“, wie oben.

das Gedicht „Das neue Geschlecht“ dem Gedichtband „Die Fahne der Verfolgten“ von Baldur v. Schirach, Verlag Zeitgeschichte, Berlin;

das Gedicht „Die Fackel geht von Hand zu Hand“ dem Band von Heinrich Anacker „Der Aufbau“, Eher Verlag, München;

das Lied der HJ „Es zittern die morschen Knochen“ von Hans Baumann dem Bändchen „Horch auf, Kamerad“, L. Voggenreiter Verlag, Potsdam.

das Gedicht von Herbert Fürst „Stahl und Spaten“ dem vom Arbeitsdienst herausgegebenen Sammelband „Rund um den Spaten“, Verlag Der nationale Aufbau;

das Lied „Soldaten“ den Gedichten von Herybert Menzel „Gedichte der Kameradschaft“, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg;

das Lied „Deutscher Schwur“ geschrieben 1914, von Rudolf Alexander Schröder dem Sammelwerk „Rufe in das Reich“, wie oben;

das Lied „Die ihr Blut und Leib und Leben“ aus der Zeitschrift „Lied und Volk“ (VI/6), Bärenreiter-Verlag, Kassel.

E i n b a n d z e i c h n u n g : R u d o l f K o d +